

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 27

Artikel: Die gelbe Kette [Fortsetzung]
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 27 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 7. Juli 1923

~ Einst. ~

Von Adolf Srey.

Zergehn einst meine Erdentage,
So wehrt den Tränen und scheut die Klage!
Löst mich in der feurigen, lodernden Glut
Und streut meine Asche in ziehende Slut!
Aus funkelnden Zungen, aus sprühendem Brand
Eine singende, klingende Flamme
Aufsteig ich über das Heimatland.

Es bliken die Straßen, die Wälder dehnen
Hoch überm See sich an schwellenden Lehnen,
Mit tausend Pullen hämmert die Stadt,
Das Leben wird reich und wird nicht satt.
Weißtürmig flackert die Südfirnwand —
Eine singende, klingende Flamme
Hinschweb ich über dem Heimatland.

Wenn das Heervolk schreitet unter den Waffen
Und die Lüfte das rote Banner straffen,
Wenn feldwärts schüttert das schwarze Geschütz,
Im tanngrünen Kleide zieht der Schütz
Und die Schlacht aufzüngelt am Hügelrand —
Eine singende, klingende Flamme
Hinfahr ich über das Heimatland.

Am Steig umspült die felsigen Male
Der Abendschein und verrieselt im Tale;
Schon dämmert der Pfad, den ich mit ihr ging;
Und wo ich beseligt sie umfing,
Vernachten die zackigen Stauden den Strand —
Eine singende, klingende Flamme
Erlösch ich über dem Heimatland.

~ Die gelbe Kette. ~

Novelle von Esther Odermatt.

5

Am Morgen galt Lenis erster Blick Paul, dessen Augen merkwürdig dunkel, fast drohend und finster entschlossen aus einem bleichen Gesicht glommen.

„Fehlt dir etwas, Paul?“ fragte sie besorgt und teilnehmend.

Das riß Fritzens Fassung und alle seine guten Vorsätze in Stücke. „Dem fehlt doch nichts,“ brach er aus, „der hat doch alles wieder, gelt?“ Er trat dicht vor ihm hin.

„Schweig!“ ballte Paul seine Faust.

Aber Frik ließ sich nicht mehr zurückhalten. „Und das gestern, das war nur Komödie.“ Er fühlte ihm blitzschnell an die Brusttasche: „Hier ist der Talisman wieder!“

Da hatte ihn Paul schon in rasender Wut gepackt und zu Boden geschleudert: „Sund, gemeiner Sund!“

Leni schrie auf, die einen halben Frik, sich aufrichten, das Blut stillen, das ihm aus der Nase schoß, die andern wollten Paul wegdrängen, der ganz ruhig geworden war und den Gegner anstarrte. Kaltblütig gab er Anweisung, den Stöhnenden genau zu untersuchen, und holte Verbandzeug aus seinem Rucksack, wie er immer schon den Arzt spielte auf ihren Touren. Als sich herausstellte, daß Frik

mit ein paar Beulen und unbedeutenden Quetschungen davon gekommen war, atmeten alle befreit auf. Nur Leni rief Paul zu:

„Hättest ihn grad so gut töten können,“ und ihr Schrecken, ihre Spannung lösten sich in einem Tränenstrom.

Paul schaute noch einmal auf den nun ruhig daliegenden Frik, dann packte er seinen Rucksack und machte sich marschbereit. —

„So, lebt wohl! Braucht keine Angst um mich zu haben, ich komme schon allein weiter, und euch ist's auch wohler ohne mich. So kann's doch nicht mehr fortgehen! Lebt wohl!“

Er blieb noch stehen. Es drückte ihn noch etwas, und er kämpfte, sich von der Last zu befreien. Da griff er in seine Brusttasche, um die gelbe Kette herauszuziehen. Aber er schob sie wieder zurück. Das war nicht nötig, sie brauchten sie nicht noch einmal zu sehen. Er hielt die Hand auf seiner Tasche:

„Und daß ihr's wißt: die Kette habe ich in der Nacht wieder geholt. Die hat mir das Mädchen auf der Collina d'Oro geschenkt. Und weiter ist da nichts dabei, und nichts

brauche ich vor euch zu verbergen, und — dumm war das von mir, gemein, daß ich sie gestern fortgeworfen, daß ich überhaupt auf euer Gespött gehört habe. So, jetzt wißt ihr's, und jetzt macht, was ihr wollt!"

Er stürmte davon, und erst als die Hütte außer Sicht war, besann er sich, wohin er wollte. Ach, es war gleich, nur allein sein wollte er, allein, die andern nicht mehr sehen, frei sein vom Druck ihrer Gegenwart. Er holte tief Atem und schlug die Richtung ein, auf der er sicher war, die andern nicht zu treffen.

Immer höher kam er, immer steiler. Die Sonne war noch nicht über die Berge gestiegen. Nebel krochen heran und deckten ihm den Ausblick. Als er innehalten mußte, sich zurechtfinden, fühlte er, daß er müde war. Die Knie zitterten ihm, ein Schauer rann ihm durch die Glieder. Er legte sich auf das feuchte Gestein: rings Schutt und Geröll, Verwüstung und Tod. Die graue Faust eines riesenhaften Ungetüms hatte mit höhnischem Grinsen das Leben hier oben zerstört. Er fuhr mit der Hand in den Schutt hinein und ließ seine Tränen strömen, immer stärker, unaufhaltbar, fassungslos. So hatten sie sein Leben zerstört, diese häßlichen, kleinen Menschen. O, sie konnten treffen und vernichten wie die Riesen, sie waren so klug und so hinterlistig, daß ihr Neid und ihre Mißgunst auch ohne Riesenkraft vergiften und töten konnten. Vergiftet hatten sie ihn, alles Gute hatten sie in ihm getötet; er konnte sich nicht mehr freuen und mußte die Freude der andern zerstören. Schlecht wurde er hier. Ja, er sprang mit einem Schrei in die Höhe, zum Mörder hätten sie ihn machen können. Zum Mörder! Ihm graute. Ein Abgrund tat sich vor ihm auf, und die graue Einsamkeit des Hochgebirges griff mit würgenden Händen an seine Kehle. Wie schleichende Gespenster krochen die Nebel über den Firn herunter, die Kälte schüttelte ihn. Er konnte es nicht mehr ertragen. Warum war er davongerannt, so stolz und selbstherrlich, und konnte doch nicht allein sein! Aber zurück zu den andern? Nein, nein, das konnte er nicht. Lieber hier zugrunde gehen!

Verzweifelt setzte er sich wieder auf den nassen Boden. Er fror, die feuchte Kälte kroch ihm bis ins Innerste hinein. Instinktiv suchte er sich dagegen zu schützen, holte seine seidene Zipfelmütze aus der Tasche und — straffte sich mit einem Ruck in die Höhe. Seine Kette hatte er vergessen gehabt in der stumpfen Qual hier oben! Die hatte er sich doch in dieser Nacht zurückgeholt, jetzt gehörte sie ihm. Jetzt wußte er, was er wollte. Dort hinunter wollte er, an die blauen Seen, in die Sonne, atmen und sich freuen, nur einmal noch, ein einzigesmal.

Eine wilde Sehnsucht fuhr ihm ins Herz, wie ein Sturmwind plötzlich in einen stillen Bergsee fährt und seine Ufer überflutet, wühlte sein Innerstes auf und überflutete sein ganzes Wesen, daß sein Sinnen und Denken und Fühlen nur noch das eine wollte: nach dem Süden, an den blauen See und den Hügel hinauf, wo er einst im Frühlingsland mit der Frau und dem Mädchen gegangen war in Glück und Sonne und Seligkeit.

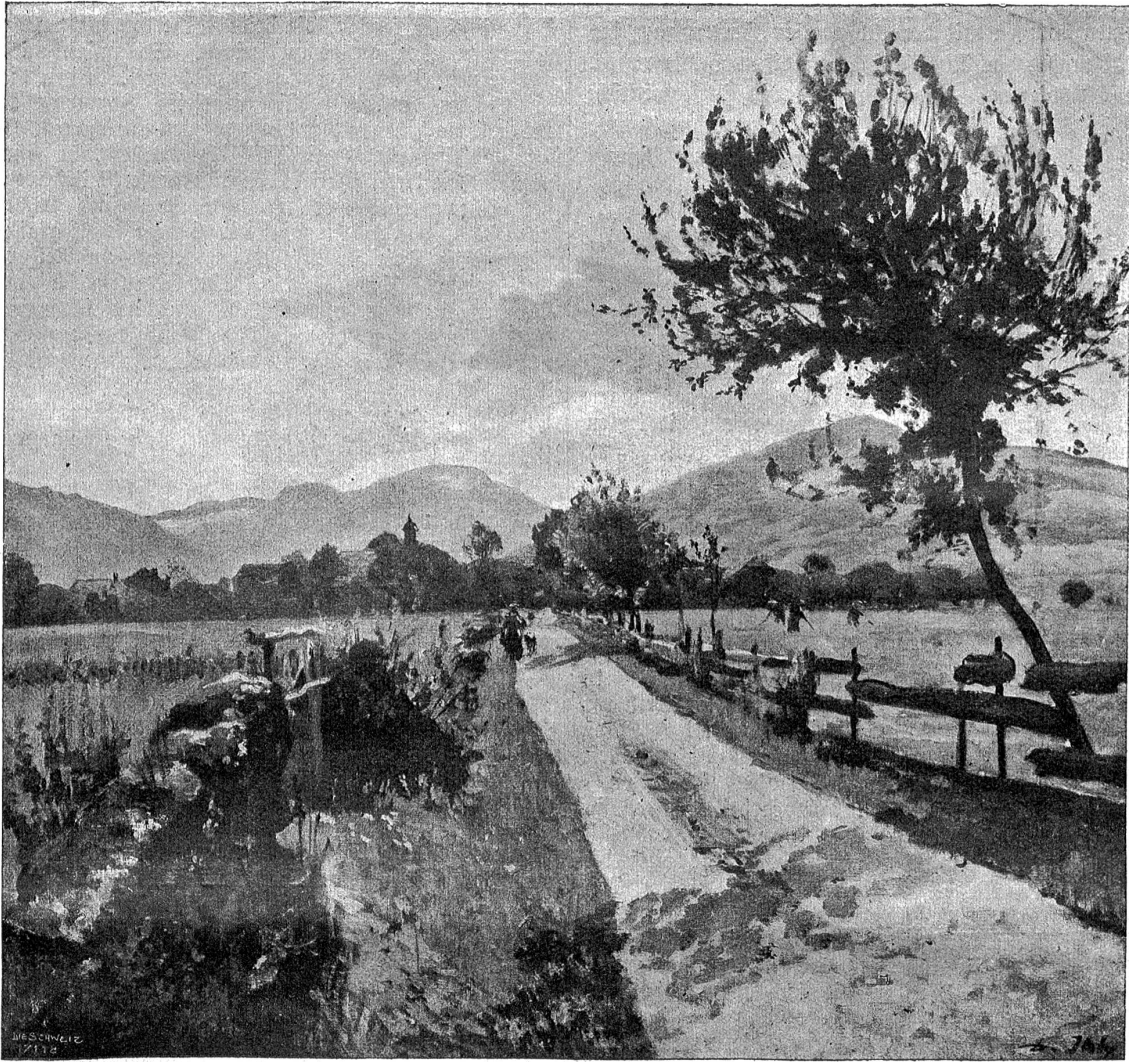
Seine Karte zog er heraus, den Fahrplan, den Geldbeutel, überlegte und rechnete. Ueber die Berge und Täler

wandern ein paar Tage lang? Da brauchte er auch Geld zum Leben. Nein, ins Urnerland absteigen auf dem kürzesten Weg und mit dem nächsten Gotthardzug südwärts. Sein Geld reichte für das Billet bis Lugano, dann war es möglich — ihn schwindelte — schon morgen den goldenen Hügel hinaufzuwandern. Er wollte die Arme ausbreiten und vermochte es nicht; sie waren zu schwer. Noch einmal schossen ihm die Tränen aus den Augen, aber ein Näßeln kämpfte sich dazwischen durch. Daß er es nicht gleich gefunden hatte. Es war doch so einfach. Es war die Erlösung von der monatelangen Qual. Er wußte es: hier mußte er immer unter einer schweren Last gebückt durch feuchten Nebel gehen, ohne frei sich dehnen und strecken, in der Sonne atmen und sich freuen zu können. Das ertrug er nicht mehr.

Er warf seinen Mantel ab, rollte ihn zusammen, preßte ihn oben auf den Rucksack hinein und stieg abwärts. Vorsichtig prüfte er Kompaß und Karte; er konnte keine Zeit verlieren. An der Hütte vorbei führte der sicherste Weg — ob er die andern traf, das war ihm jetzt gleichgültig! Die Hütte war schon leer, er sah es befreit, nahm einen kurzen Imbiß, sich für den strengen schnellen Marsch zu stärken, stehend, dann eilte er dem Tale zu. Jetzt brauchte er den Weg nicht mehr zu suchen. Doch achtete er auf jeden Schritt, um keinen vergeblichen zu machen, um vielleicht in Amsteg den Bummelzug zu erreichen, der ihn zum Abendschnellzug nach Göschenen brachte.

Wie über etwas Fernabliegendes wunderte er sich, daß er nachts diesen Weg so sicher gegangen war. Am Felsenband bog er vorbei, über das er gestern die Kette in den Alpenrosenstrauch geschleudert hatte, auf dem untern Talabsatz fand er die Spuren ihres Lagerfeuers von gestern. In weiter Ferne schien ihm das alles zu liegen, nichts drang ihm mehr voll ins Bewußtsein, nichts durchbrach den eisernen Wall, den sein Wille nach dem einen Ziel um sein ganzes Wesen gelegt hatte, dem alle Kräfte dienen mußten.

In Amsteg erreichte er im Lauffschritt den Zug, leerte am Schalter für ein Billet Lugano fast seinen Geldbeutel, saß endlich im Wagen und lehnte todmüde in einer Ecke, so müde, daß er nur die Augen schließen, nichts mehr sehen und fühlen und denken konnte. So fuhr er halb bewußtlos die Kehren hinauf um das Wägener Kirchlein herum, die wunderbar spannende Bergbesteigung der kühnen Bahn, die ihm beim erstenmal Sprache und Atem geraubt und ihn in aufregender Erwartung und Bewunderung von einem Fenster zum anderen getrieben hatte. „Nach diesem Tunnel stehe ich auf und gehe ans andere Fenster hinüber,“ raffte er sich zu einem Entschluß auf, aber die bleierne Müdigkeit drückte ihn auf seinen Sitz nieder. Der Zug strengte sich ja an, so viel er konnte, vorwärts, aufwärts, legte Stück um Stück zwischen ihn und die Heimat, trug ihn brav und sicher seinem Ziel entgegen. Doch wenn ihm die Kraft versagte, wenn er nicht mehr wollte? Plötzlich erschien ihm der Zug als böser Dämon, dem er sich ahnungslos überliefert hatte, der in einem langen Halt in Wassen seine Unruhe höhnte, dem Paul nicht mehr traute. Sehnsüchtig schaute er der oberen Brücke zu, und alles Heil schien ihm



Daniel Iby : Am Morgen.

erreicht, wenn sie nur erst wieder im Fahren und dort oben wären.

Erst als er in Göschenen den Schnellzug erstürmt hatte und in die Nacht des großen Tunnels eingefahren war, ließ ihn die Unruhe los. Je heißer die Luft wurde, je betäubender der Lärm, desto ruhiger wurde er. Tief drinnen im Berg war er jetzt. Wie die Schrecken des jüngsten Gerichtes dröhnte das Getöse des Tunnels, als ob ganze Welten zusammenstürzten und die Tore der Hölle sich aufrißen, als ob alle Donner einschlugen und die Wasser der Vernichtung losbrächen. Aber er wußte: jenseits wartete die Sonne, jenseits war der Süden, der Tessin. Wie von feinen Wedelchen strich es liebevoll ihm über Gesicht und Sinne, ein Wohlgeruch umwehte ihn, weiche Arme umfingen ihn, und mit einem Lächeln auf dem ernstesten Knabengesicht schlummerte er ein.

Halb wachend, halb träumend fuhr er die wilde Levantina hinunter. Nur ab und zu schoß es ihm durch den Sinn: was eigentlich werden sollte? Die Eltern daheim, die Kameraden, die Schule, sein Examen, seine Zukunft. Es dämmerte ihm etwas von einem Brief an die Eltern, von einem heroischen Entschluß, sich selbständig und einsam durchs Leben zu schlagen, sich vielleicht durch Arbeit das

ersehnte Studium zu verdienen. Dann ließ er sich wieder von den feinen Wedelchen der Mimosen über die Augen streichen, sich flüchtend vor der andrängenden Qual der Wirklichkeit.

Seit die Bahn den Genere erklimm, stand Paul unbeweglich am Fenster. Selbst in den langen Tunnels hielt er die Augen offen und wartete still und glücklich auf den ersten Blick hinunter auf den See. Da schimmerte er aus den schon dunkeln Ufern herauf.

„Lugano!“ Wie ihm das vertraut in die Ohren klang! Er war am Ziel und wunderte sich nicht.

Wie im Traum stieg er die Collina d'Oro hinan, hingegeben dem Zauber der südlichen Sommernacht. Warm und weich war die Luft, schwer von Düften der zweiten Rosenblüte. Vor den Häusern standen feiernd die Leute, lachten und schwätzten. In einem Grotto flogen tanzende Paare an den offenen Türen und Fenstern vorüber.

Die sehnüchtlig lang hingezogenen Töne eines italienischen Liebesliedes schritten Paul die Windungen der Straße voran und lockten ihm Tränen in die Augen. Hell und heller wurde der Abendhimmel, dem er entgegensritt, dunkler unten die Schatten. Der Mond stieg über den Berg und goß sein Licht über Hügel und Wälder, als wollte

er den armen Jungen mit dem übervollen Herzen ganz betören. Jetzt mußte das Licht auf dem weißen Hause ruhen. Noch eine Wegbiegung — da stand es vor ihm, wirklich, nicht mehr im Traum, ein paar Minuten noch, und er konnte die Klinte fassen, den Rosenweg hinaufschreiten. Neppig mußte der blühen und duften —

(Schluß folgt.)

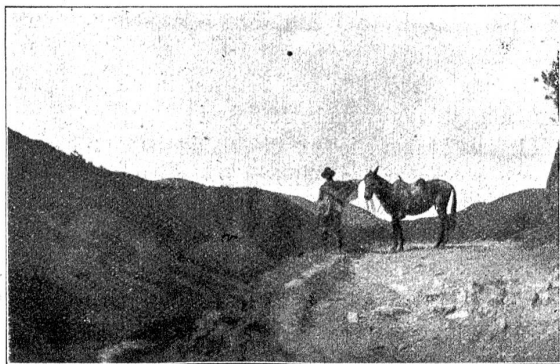
Columbien.

Eine Fahrt in die columbianischen Planos.

Von Manuel Röthlisberger. (Fortsetzung.)

Nach Beschaffung der Reittiere und eines wegetundigen Beons begeben wir uns in unsere Herberge, um die letzten Vorbereitungen für den Ausbruch in der Morgenfrühe zu treffen. Dann gilt es, die Lagerstätte zu bereiten; denn das uns in diesem ersten Gasthof von Villavicencio zugewiesene Zimmer weist außer zwei Stühlen als einziges Mobiliar einige Haken an der Wand zum Befestigen der Hängematte auf. Das Schlafen in der Hängematte ist nicht leicht, bis man es heraus hat, daß man sich quer legen muß. So sind wir denn froh, als um 2 Uhr früh unser Beon an die Türe klopft und die gefattelten Tiere vorführt. Schweigend geht es durch die Straßen des stillen Städtchens in die Nacht hinaus. Schon kurz nach Verlassen der Ortschaft nimmt uns der Urwald auf, in dem nur wenige Pfade durch Viehherden ausgetreten sind. An sumpfigen Stellen versinken unsere Tiere oft bis an den Bauch, und wenn sie sich aus dem Schlamm herausgearbeitet haben, ist unser Führer schon im Dunkel verschwunden. Doch mit sicherem Instinkt folgt ein Tier dem andern und weiß die besten Stellen des Weges zu finden. Von Zeit zu Zeit dringt ein tiefes Gebrüll an unser Ohr und wir können uns nichts anderes denken, als daß ein Jaguar auf Beute geht; dann wieder gleichen die aus dem Urwald herabhängenden Schlinggewächse dicken Schlangen, die sich auf den ahnungslosen Reiter stürzen wollen. Beim Uebergang über den Rio Ocoa, begegnen wir einigen Planeros, die unsern Weg kreuzen und sich nach Villavicencio begeben. Endlos dehnen sich die Stunden im nächtlichen Wald.

Da, gegen 6 Uhr morgens treten wir auf die freie Steppe hinaus, und im gleichen Augenblick wird es aus tiefer Nacht urplötzlich Tag. Ein donnerähnliches Gebrüll erdröhnt ringsum: es sind die zahllosen Brüllaffen, die den jungen Tag begrüßen. Schon erhebt sich am unendlich fernen Horizont der feurige Ball der Sonne und steigt rasch höher, während wir durch das hohe dürre Steppengras ihm entgegen ziehen. Die Ebene, auf welcher wir uns im wiegenden



Auf dem Weg nach Manizales.

Trab der Maultiere bewegen, wird auf den Seiten vom Urwald, der die Flüsse begleitet, eingefast; nur nach Osten öffnet sie sich und läßt von Zeit zu Zeit die Wipfel kleiner

Bauminseln erkennen, die beim Näherkommen nach und nach über den Horizont emporsteigen. So fassen wir jeweilen am fernen Rand einen oder zwei hohe Wipfel ins Auge und halten darauf zu, bis die kleine Baumoase erreicht ist und wir nach neuen Richtungspunkten ausschauen. In solchen Bauminseln herrscht ein fröhliches Leben von bunten Vögeln und allerlei Getier. Wundervolle Reiher erheben sich bei unserem Nahen in die Luft. In kleinen Lagunen steht das Vieh, das jahraus jahrein sich selber überlassen bleibt, bis an die Knie im Wasser, umgeben von Reiher, Enten und anderen Sumpfvögeln. Ein Geräusch, das von hohen Palmen herunter kommt, läßt uns aufblicken: wir sehen zwei kleine Affen, die wir über dem Blündern von Cocosnüssen aufgeschreckt haben und die uns verdutzt anstarren. Dann umfassen sie mit den Schwänzen blitzgeschwind die schlanken Stämme und lassen sich daran hinuntergleiten, bis sie auf der Höhe der niedrigen Gebüsche angelangt mit spöttischem Gelächter entweichen.

So vergeht Stunde um Stunde in mannigfacher Abwechslung, und doch fühlen wir allmählich die Beschwerde des Reitens unter den senkrechten Strahlen der Tropen-sonne. Nach mehr als siebenstündigem Ritt erreichen wir die erste menschliche Ansiedlung, den Sato „Hindostan“, ein nur von indianischen Knechten bearbeitetes Gut der Brüder Vasquez, unserer späteren Gastgeber. Der Meistknecht ladet uns zum Verweilen ein und dankbar begeben wir uns an den kühlen Schatten, wo wir zum erstenmal mit Guarapo, einem sauer-süßen durststillenden Getränk aus gegorenem Zuckersaft, bewirtet werden. Ein Bad in den Fluten des kristallklaren Rio Humea erfrischt den ermüdeten Körper und läßt uns die darauf folgende Siesta besonders süß erscheinen. Um drei Uhr nachmittags, bei noch immer glühender Sonne, steigen wir wieder auf und setzen unsern Ritt nach Osten fort. Der Weg hält sich nun in der Nähe des Flusses, so daß wir sehr oft weite Strecken durch manns-hohes Gebüsch reiten können und auf diese Weise weniger unter der Hitze leiden. Dann allerdings kommen wieder größere Flächen dürrer Grases, das nur auf das Anzünden zu warten scheint. Endlich tauchen gegen Abend die mehr Schuppen als Häusern gleichenden Gebäude der Besizung „Barrancas“ am Zusammenfluß des Rio Ocoa mit dem Rio Humea auf und wir reiten in den Hof ein. Dort treffen wir Misael und Rubén Vasquez, zwei echte, kraftstrotzende Planeros, die uns sofort wie alte Freunde begrüßen und uns liebenswürdig zu Gaste laden. Die meiste Zeit des Jahres verbringen sie unten in den Planos und kommen nur ganz selten einmal in die Hauptstadt hinauf, um sich an der Zivilisation zu ergötzen; doch um keinen Preis möchten sie das freie Leben in den Planos gegen den Luxus der Stadt vertauschen. Mit diesen herzlichsten Leuten ist rasch Freundschaft geschlossen, und wir dürfen uns auf ihrer Besizung wie zu Hause bewegen. Zunächst lockt uns wieder der Fluß, wo wir trotz einem erst kürzlich getöteten alten Raiman, dessen stahlharte Bauchhaut uns vorgewiesen wird, vom hohen Ufer aus fröhlich in das Wasser springen. Doch hält uns eine gewisse Scheu immerhin davon ab, quer über den Fluß zu schwimmen, weil eine Begegnung mit Krokodilen doch sehr unangenehm werden könnte.

Die Knechte und Mägde der Hacienda sind alle mit dem Zubereiten von Fischen beschäftigt, denn die Brüder Vasquez kommen eben von einem großen Beutezug zurück, wo sie hunderte von großen, lachsartigen Fischen gefangen haben, die nun ausgenommen und an der Sonne gedörret werden. Der Vergleich dieser Fischart, Cachama genannt, mit den Lachsen kommt nicht von ungefähr, handelt es sich doch ebenfalls um einen Fisch, der gegen Ende des Sommers von weither in den Oberlauf des Meta und seiner Zuflüsse hinaufsteigt, um vor Winterbeginn in den klaren Wassern der Bergflüsse zu laichen.

Nachdem uns unglaubliche Mengen von Fisch, Reis und gekochten Bananen vorgelegt worden sind, wird das Mahl